

(Nachdruck verboten.)

61

Die Huerta.

Roman von E. Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

In den fünf bis sechs Monaten, die Barret im Gefängnis verweilte, sprach man in der Huerta nur von ihm. Sonntags zogen Männer und Frauen, wie zu einer Wallfahrt, nach der Stadt, und betrachteten hinter den Gitterstäben den Mann, den man den Befreier nannte, und der bei jedem Besuche trockener erschien, dessen Augen hohler und dessen Blick immer unruhiger wurde.

Endlich kam die Schwurgerichtsverhandlung, Barret wurde zum Tode verurteilt.

Dieses Urteil erregte in der ganzen Ebene eine ungeheure Aufregung, Schulzen und Pfarrer machten sich auf, um dem Lande eine solche Schmach zu ersparen. Ein Mann aus der Gegend sollte aufs Schafott steigen! Und da Barret stets zu den Gefügigen gezählt, da er immer nach den Wünschen der einflußreichen Persönlichkeiten gestimmt und mit passivem Gehorsam getan, was ihm befohlen worden, so machte man, um ihn zu retten, mehrere Reisen nach Madrid, und eines schönen Tages kam auch die Begnadigung.

Er wurde einer Mumie gleich aus dem Gefängnisse geholt und nach dem Zuchthause von Ceuta überführt, wo er wenige Jahre später starb.

Seine Familie löste sich auf und zerstreute sich wie eine Handvoll Spreu im Winde. Die Mädchen verließen eins nach dem anderen die Häuser, wo man sie zuerst aufgenommen hatte; sie gingen nach Valencia, um dort ihr Brot als Mägde zu verdienen, dann hörte man nichts mehr von ihnen. Die alte Mutter, die es müde wurde, die Leute mit ihren ewigen Krankheiten zu belästigen, ging ins Hospital und hauchte dort bald ihre Seele aus.

Wie man stets das Unglück der anderen leicht vergißt, so vergaßen auch die Bewohner der Huerta sehr bald das schreckliche Drama, höchstens fragte von Zeit zu Zeit jemand, was wohl aus den Töchtern des Vater Barret geworden wäre. Aber niemand vergaß die Acker und das Haus. In stillschweigender Uebereinstimmung aller Bewohner, gewissermaßen in instinktiver Verschwörung, die sich ohne Austausch von Worten bildete, an der aber selbst die Bäume und die Wege teilzunehmen schienen, blieb die unbewohnte Hütte genau in demselben Zustande, wie zu dem Augenblick, wo die Justiz den unglücklichen Pächter fortgejagt hatte. Pimento hatte am Tage der Katastrophe gesagt: Man würde ja sehen, ob ein Kerl fed genug war, sich auf diesen Feldern niederzulassen. Und alle, Frauen und Kinder inbegriffen, antworteten mit verständnisvollen Blicken: Ja, man würde ja sehen.

Die beiden Söhne des Don Salvador, ebenso geizige Menschen wie ihr Vater, glaubten, sie wären ruiniert, als sie das Unkraut und die Dornen auf diesem Boden wachsen sahen, der keinen Pächter mehr fand und unfruchtbar blieb.

Sie setzten den Pachtzins bedeutend herab und veranlaßten einen Landmann aus einem anderen Bezirk der Huerta, einen Prahlhans, der nie genug Grund und Boden hatte, auch noch diese Felder zu übernehmen, vor denen sich jeder jetzt zu ängstigen schien. Dieser Mann pflügte mit seinem Gewehr auf der Schulter und lachte darüber, daß die Nachbarn ihn in Acht und Bann taten. Die Hütten schlossen sich bei seinem Erscheinen, doch wenn er vorüber war, hefteten sich feindselige Blicke auf ihn und verfolgten ihn lange Zeit. Er sah einen Hinterhalt voraus und war auf seiner Hut. Doch seine Klugheit half ihm nichts; bevor er mit dem Umgraben seiner Acker noch fertig war, wurden eines Abends, als er allein nach Hause ging, zwei Schüsse auf ihn abgegeben, ohne daß er seinen Angreifer zu entdecken vermochte; eine Handvoll Schrotkörner pfiß ihm um die Ohren, und es war ein Wunder, daß er mit heiler Haut davonkam. Auf den Wegen hatte sich niemand gezeigt, und es fand sich auch auf der Erde keine frische Fußspur. Die Schüsse mußten von irgend einem Kanal gekommen sein, wo das Individuum sich hinter dem Nährstreck versteckt hatte. Gegen solche Feinde konnte man nicht an-

kämpfen; schon am nächsten Morgen gab der neue Pächter den Besitzern die Schlüssel des Hauses zurück.

Nun mußte man die Söhne des Don Salvador jammern hören. Gab es denn keine Regierung mehr? Gab es denn überhaupt nichts mehr? In dieser ganzen Geschichte war Pimento zweifellos der Anführer, der die Wiederanpflanzung der zerstörten Kulturen hintertrieb; darum kamen die Feldhüter zu ihm, unter dessen Herrschaft die ganze Huerta stand, und führten ihn ins Gefängnis ab.

Doch als der Augenblick kam, wo sie Zeugnis ablegen sollten, zog der ganze Bezirk bis auf die tränklichen alten Weiber, die ihre Wohnung nie verließen, zum Richter und alle behaupteten daselbe, nämlich, daß Pimento an diesem Tage, gerade zu der Stunde, wo die Schüsse abgegeben worden waren, in einer Schänke in Alboraya gefessen und mit Freunden gezecht hätte. Alle gaben ihre Aussage ab, als wenn sie eine Lektion auswendig herlagten, und es war nicht möglich, diesen dickköpfigen Bauern den geringsten Widerspruch zu entreißen. Was konnte der Richter bei Leuten mit so albernen Mienen und harmlosem Blick ausrichten, die sich den Rücken kräften und mit unerschütterlicher Frechheit logen? Man mußte Pimento wieder in Freiheit setzen, worüber in allen Hütten eine allgemeine Freude herrschte.

Jetzt war der Beweis geliefert; man wußte, daß man den Ankauf dieser Acker mit dem Leben bezahlen mußte. Trotzdem gaben die Besitzer noch nicht nach. Da sie ihr Besitztum nicht mehr verpachten konnten, nun, so wollten sie es selbst bebauen! Und sie suchten Tagelöhner unter den armen, bedürftigen und unterwürfigen Teufeln, die nach Glend förmlich riechen und, vom Hunger getrieben, von den Grenzen der Provinz, den steilen Bergen Arragoniens, herabkamen, um die schwersten Arbeiten zu verrichten.

Die Huerta beklagte die armen „Churros“. Die Unglücklichen, sie wollten sich ihren Lebensunterhalt verdienen, es war nicht ihre Schuld! Und abends, wenn sie mit dem Karst auf der Schulter abzogen, fehlte es nicht an guten Seelen, die sie in Copas Wirtshaus hineinriefen. Man ließ sie hereinkommen, gab ihnen zu trinken und sprach leise, mit trauriger Miene, in wohlwollend väterlichem Tone zu ihnen, wie man einem Kinde zuredet, einer Gefahr aus dem Wege zu gehen. Das Resultat war, daß die gefügigen Churros am nächsten Tage nicht auf die Felder zogen, sondern sich truppweise zu den Besitzern begaben.

„Herr, wir wollen abrechnen, zahle uns unseren Lohn heraus.“

Die Besitzer, alte Junggesellen, versuchten, sie zum Bleiben zu bewegen, doch alles war umsonst.

„Herr, wir sind arm.“ versetzten die Tagelöhner, „doch sind wir nicht hinter dem Mühlstein geboren.“

Und sie ließen nicht nur die Arbeit im Stich, sondern warnten sogar die Leute aus ihrer Gegend, man müsse sich hüten, sich für die Acker des Vaters Barret zu verdingen, genau so wie man sich vor dem Teufel hüten müßte.

Auf die Klage der Besitzer, die sogar in den Zeitungen Schutz verlangten, übten die Feldhüter eine ganz besonders scharfe Aufsicht aus. Sie durchzogen die Huerta paarweise, postierten sich auf den Wegen und suchten Gebärden und Unterhaltungen zu belauschen, doch alles umsonst. Sie sahen immer daselbe: Weiber, die unter den Spalieren nähten und sangen, Männer auf den Feldern mit gebeugtem Rücken, die Augen starr auf die Erde gerichtet, mit eifrig schaffenden Armen, die sich auch keine Minute Ruhe gönnten. Pimento lag als vornehmer Herr vor seinen Weimriten oder half Pepeta in ungeschickter, fauler Weise; in Copas Kneipe spielten einige alte Leute Truque oder wärmten sich vor der Tür in der Sonne. Alles in allem eine Landschaft, die Frieden und ehrenhafte Einfachheit atmete: ein maurisches Arabien.

Doch die Leute aus der Gegend verließen sich nicht darauf, kein Landmann wollte die Acker haben, nicht einmal umsonst. Schließlich waren die Besitzer gezwungen, auf ihr Eigentum zu verzichten und den Boden verwildern zu lassen; sie warteten auf das Erscheinen eines gutmütigen Menschen, der sich entschließen würde, sie zu kaufen oder wieder anzubauen.

Die Guerta zitterte vor Genugthuung, als sie bemerkte, wie der reiche Boden zugrunde ging und wie die Erben des Don Salvador sich zu Tode ärgerten. Das war ein neues und inniges Vergnügen für sie. Es war nicht übel, daß die Armen auch manchmal die Oberhand hatten und die Reichen unterliegen mußten. Und das Brot erschien ihnen schmackhafter, und der Wein besser, die Arbeit weniger mühsam, wenn sie an die Rut dieser beiden Geizhälse dachten, die mit all ihrem Gelde dulden mußten, daß die Bauern der Guerta sich über sie lustig machten.

Außerdem wurden die anderen Besitzer in Folge dieser mitten in der Ebene herrschenden Trostlosigkeit weniger anspruchsvoll; das Beispiel der Nachbarn war ihnen eine Lehre, und sie erhöhten den Pachtzins nicht, sondern fügten sich in Geduld, wenn die Vierteljahrespacht nicht immer pünktlich innegehalten wurde. Diese brachliegenden Felder waren der Talisman, der eine innige Eintracht unter den Bewohnern der Guerta hervorgerufen hatte und sie an die Verpflichtung erinnerte, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen; sie waren ein Denkmal, das von der Gewalt der Pächter Zeugnis ablegte und die Wunder der Solidarität der Armen gegen die Tyrannei der Geizhalsen und den Reichtum derer bewies, die die Besitzer der Felder waren, aber keinerlei Arbeit leisteten und sie auch nicht mit ihrem Schweiß benetzten. Das alles, was sie nur verworren dachten, erweckte in ihnen die Ueberzeugung, die Guerta hätte an dem Tage unter allerlei Unglück zu leiden, wo Barrets Felder wieder bebaut würden. Doch jetzt nach zehn Jahren des Triumphes hofften sie, es würde niemand daran denken, in das Gehöft einzuziehen, ja, es überhaupt nur zu betreten; — mit alleiniger Ausnahme des Vaters Tomba, des alten, fast blinden und fortwährend schwächenden Schäfers, der in Ermangelung einer anderen Zuhörerschaft seine Geldtaten als Guerillero seiner Schafherde erzählte.

So erklärte sich also das Angstgeschrei und die Aufregung der ganzen Guerta, als Pimento von Feld zu Feld und von Hütte zu Hütte lief, um den Leuten mitzuteilen, das Gehöft des Vaters Barret hätte jetzt wieder einen Pächter, einen in der Gegend unbekanntem Menschen, und dieser Mann — dieser Mann! — war eben dabei, sich mit seiner Familie dort einzurichten, „als ob ihm alles gehörte“.

III.

Als Vati die Befichtigung der unbepflanzten Acker vorgenommen, bemerkte er, daß er für ein gutes Teil Zeit Arbeit hatte. Doch dadurch ließ er sich nicht entmutigen.

Er war ein energischer, unternehmender Mann, an Kampf gewöhnt, um sich sein Brot zu verdienen; nun, und hier war Brot zu verdienen, wie er sagte, und zwar viel Brot; im übrigen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er sich schon in einer weit schlimmeren Lage befunden hatte. Das Leben war hart gegen ihn gewesen; und schon mehrmals hatte er seinen Beruf wechseln müssen, war aber stets in dem engen Kreis des ländlichen Lebens gefangen gehalten worden, ohne daß es ihm je gelungen wäre, für seine Familie den bescheidenen Wohlstand zu finden, auf den sich all sein Ehrgeiz beschränkte.

Als er die Bekanntschaft seines Weibes machte, war er Müllergeselle in der Umgegend von Sagunto. Er arbeitete wie ein Wolf, wie er selbst sagte, damit es zu Hause an nichts fehlen sollte, und Gott belohnte ihn für seine Arbeit, indem er ihm jedes Jahr ein Kind schenkte: schöne Geschöpfe, die mit ihren sämtlichen Zähnen zur Welt zu kommen schienen, so schnell verlangten sie vom Morgen bis zum Abend Brot. Das Ende vom Liede war, er mußte seine Mühle verlassen und Frächter werden, um etwas mehr zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Stärkere.

Von A. Besnard. Autorisierte Uebersetzung.

„Heißes Donnerwetter! Solch eine Frechheit, die Bude einfach zuzumachen und fortzulassen! Aber das soll sie mir bezahlen, die alte Hege!“

Nachdem er in dieser Weise seinem gepreßten Herzen gegen die abweisende bessere Hälfte Luft gemacht hatte, sagte Vater Fouessant den heroischen Entschluß, sich auf die Schwelle zu setzen und zu warten. Immer noch von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelnd und wirre Verwünschungen vor sich himmelmelnd, schlief er schließlich ein. Etwa eine halbe Stunde später erschien Madame Jeanne

Fouessant, der Gegenstand der oben zitierten Invektiven, vor der von ihrem schlummernden Gatten bewachten Hütte. Mit einem raschen Blick hatte sie die Situation erfasst. Dann öffnete sie geräuschlos die Tür und schlich sich leise in die Hütte.

Eine Weile später erwachte Vater Fouessant, und gleichzeitig mit dem wiederkehrenden Bewußtsein erwachte auch der Born über seine pflichtvergessene Ehehälfte von neuem in ihm.

„Ob sie wohl noch heute heimkommen wird, die unverschämte Hege, das Klatschweib?“ grollte er, sich ächzend von der Schwelle erhebend.

Im nämlichen Augenblick riß die Alte, die schon auf der Lauer gestanden hatte, die Tür auf, pflanzte sich in herausfordernder Haltung vor ihn hin und öffnete die Schleißen ihrer Veredsamkeit weit, weit:

„Zu wem redest Du da, alter Trunkenbold? Wie kannst Du Dich unterziehen, Dich hier in solchem Zustand zu zeigen und noch obendrein Standal zu machen?“

Vater Fouessant war starr vor Staunen, einmal darüber, diejenige, welche er noch fern wähnte, vor sich zu sehen, andererseits weil er so brüsk aus der Rolle des Anklägers in die des Angeklagten fiel. Er konnte zunächst kein Wort hervorbringen. Seine Gattin ließ ihm übrigens auch keine Zeit dazu.

„Ja, Du alter Sausbold!“ fuhr sie mit ungeschwächter Lungenkraft fort. „Wie viel mußt Du getrunken haben, wenn Du schon hier vor der Tür einschliffst! Schämst Du Dich denn gar nicht, Dich so zum Standal für's ganze Dorf zu machen?“

„Halt' den Mund!“ leuchtete endlich der Alte. „Oder ich weiß nicht, was ich . . . Ich ein Sausbold? Ich! der noch nie mit einem Fuß das Gasthaus betreten hat!“

„Ei sieh mal einer den beleidigten Herrn! Aber Du darfst mich unverschämte Hege, altes Klatschweib nennen, ja?“

„Das darf ich, jawohl! Und ich habe recht. Du hast ja das loseste Maulwerk im ganzen Dorf! Deine Zunge dreht sich schneller als ein Mähirad . . . Oder was hattest Du wohl sonst zu tun, als ich nach Hause kam und die Tür verschlossen fand, ha? Du stundest natürlich irgendwo und tatest Dein loses Maul auf, statt . . .“

„So? Also ich tat mein loses Maul auf, sagst Du? Na schön! Von heute ab, versteh' mich recht, alter Narr! von heute ab red' ich kein Wort mehr! Wir wollen mal sehen, wer von uns beiden früher sein loses Maul aufstun wird!“

Und getreu diesem heroischen Entschluß, welcher für lange Zeit jedem Streit ein Ende machen mußte, setzte sich Mutter Jeanneton schweigend vor den Kamin.

Vater Fouessant schmunzelte verstoßen. Er hatte seinen Zweck erreicht: seine Gattin ärgerte sich nun ebenso, wie er sich vorher geärgert hatte. Langsam zog er seine schweren, nägelbeschlagenen Schuhe aus, vertauschte sie mit einem Paar weicher, warmer Pantoffel, hing seinen alten, zerbeulten Hut an den Haken und setzte sich ebenfalls vor den Kamin in Erwartung der Abendsuppe, die jetzt leise zu locken begann, während sich gleichzeitig ein angenehmer Geruch in der Hütte verbreitete.

Ein dumpfes Schweigen brütete über dem Raum, nur unterbrochen durch das monotone Zicken der alten Uhr.

Es schlug fünf. Sonst war dies für Vater Fouessant, wenn gleich er es sich selbst noch nie eingestanden hatte, der schönste Augenblick des ganzen Tages. Vom Morgen bis zum Abend über den Pflug gebengt, immer allein sein Stückchen Land bearbeitend, dachte er, wenn ihm der Nordwind rauh um die Ohren pfiß, an seine warme Hütte, seinen bequemen Lehnstuhl vor dem hellen Kaminfeuer, über dem die Abendsuppe kochte.

Und noch etwas war es, was Vater Fouessant sich nicht eingestand und was ihm diese Stunde stets verjüngte. Die Gegensätze berühren sich. Er, der Schweigsame, der nicht zwanzig Worte hintereinander sprechen mochte, er empfand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, sich von seiner Frau Klatsch- und Standalgeschichten aus dem Dorf erzählen zu lassen. Von Natur verschlossen und wenig mitteilbar, bewunderte er den nie verlogenden Redefluß von Mutter Jeanneton, deren Zunge in der Tat fleißiger bewegte als das beste Mähirad.

Treu ihrem Eide beobachtete die Alte hartnäckig Schweigen, während sie die Vorbereitungen zu der frugalen Mahlzeit traf. Nur ab und zu streifte sie ihren Gatten, der nachdenklich ins Feuer starrte, mit einem halb gereizten, halb schadenfrohen Blick.

Träge schlichen die Minuten dahin. Das Schweigen wurde immer lastender und drückender. Beide empfanden es als eine Erlösung, wenn es für einen Moment durch einen besonders heftigen Windstoß, der am Dach des Hauses rüttelte, oder durch das melancholische Miau der großen Katze, die in Erwartung der Mahlzeit um den Tisch herumstrich, unterbrochen wurde.

Endlich stand die Suppe auf dem Tisch. Die beiden Alten aßen schweigend, langsam. Abichtlich suchten sie das bescheidene Mahl in die Länge zu ziehen, aber es gelang ihnen doch nicht, ihren Mühsam zu verbergen.

Schließlich gingen sie zu Bett, ohne einander „Gute Nacht“ zu sagen.

Nier Tage wiederholte sich mit wenig Abwechslungen die nämliche Situation. Von der Feldarbeit heimgelockt, hockte Vater Fouessant schweigend vor dem Kamin, während Mutter Jeanneton schweigend die Vorbereitungen für die Abendmahlzeit traf.

Niemals hätte er seiner Frau eine solche Willenskraft zugetraut.

Na, sie wird sich jedenfalls am Tage dafür schadlos halten, die alte Geze! dachte er.

Aber er war doch stark verstimmt. Er, der sich sonst beeilte, nach Hause zu kommen, er pflegte jetzt plan- und ziellos herumzustreifen, unterwegs stehen zu bleiben und alle möglichen, gleichgültigen Dinge zu betrachten, nur um die Zeit totzuschlagen. Zweimal hatte er sogar den Versuch gemacht, mit einem Nachbarn ein kleines Gespräch anzuknüpfen, aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. Nicht umsonst nannte man ihn einen Vären, und niemand suchte die Gesellschaft eines Mannes, der sich fünfzig Jahre lang von den anderen ferngehalten hatte.

Während er seinen Ader bestellte, grübelte er unablässig darüber nach, wie er es anstellen müßte, um seiner Frau den Mund zu öffnen. Die Alte war eigenfinnig, er auch. Er hatte wohl schon daran gedacht, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun, aber einmal widerstrebte ihm das, und dann war er des Erfolges nicht recht sicher. Noch nie hatte sich seine Frau ihm von dieser Seite gezeigt. Er verstand sie nicht mehr. Er verlor den Kopf.

Als Vater Fouessant am Abend des fünften Tages nach Hause zurückkehrte, umspielte ein verstoßenes Lächeln seine schmalen Lippen, und in der Tiefe seiner zusammengekniffenen Augenlein schienen ertliche Teufelchen ihr Wesen zu treiben.

Nachdem er sich, wie immer, seiner Stiefel und seines Gutes entledigt hatte, ergriff er den eisernen Leuchter, in welchem eine überleuchtende, qualmende Talgkerze brannte.

Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, ging er an den Wäscheschrank, nahm sämtliche Steingutöpfe, welche die Regale zierten, herunter, drehte sie hin und her und beroch sie mit unruhigem Kopfschütteln.

Von dort ging er zu dem in einer Ecke aufgestapelten Holzvorrat, hob ertliche Holzstücke in die Höhe, schüttelte wieder den Kopf und warf sie auf den Haufen zurück.

Dann öffnete er den Wäscheschrank und leerte seinen Inhalt methodisch, Abteil für Abteil.

Nach seinen Mienen zu schließen, war das Resultat seiner Bemühungen auch hier das gleiche negative wie vorher.

Mit dem Ausdruck der Verzweiflung auf seinem faltigen Gesicht wandte er sich jetzt dem Bett zu, drehte den Strohsack, die Matratzen um, brachte die Kissen in Unordnung. Schließlich legte er sich lang auf die Erde und beschäftigte eingehend den Raum unter dem Bett.

Was mag er nur so ängstlich suchen? fragte sich Mutter Jeanneton, deren Neugierde inzwischen den Höhepunkt erreicht hatte.

Vater Fouessant hatte sich wieder erhoben. Sein Gesicht drückte tiefste Niedergeschlagenheit aus.

Sollte er seine Börse verloren haben? beunruhigte sich die Alte. Aber nein! Die hat er ja noch eben aus der Tasche gezogen.

Außerdem trägt er niemals mehr als wenige Sous bei sich. Also deshalb hätte er nicht meinen ganzen Wäscheschrank auseinanderräumen brauchen. Aber was kann er nur haben, der alte Gauner?

Der alte Gauner hob in diesem Augenblick den Deckel des Suppentopfes in die Höhe und blickte aufmerksam hinein. Dann deckte er den Topf wieder zu, ergriff einen Stod und verabsolgte der Kage einen Hieb, daß das arme Tier sich mit einem durchdringenden Geheul unter das Bett flüchtete.

Jetzt war die Geduld von Mutter Fouessant erschöpft. „Wächstest Du mir endlich sagen, was Du seit einer geschlagenen Stunde suchst, alter Narr?“

Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der Bauer: „Was ich suche? Was ich suche? . . . Zum Teufel! das ist doch nicht schwer zu erraten. . . . Ich suche Deine Junge, die Du vor fünf Tagen verloren hast. Sie ist nirgends zu finden, also wird die Kage sie wohl gefressen haben. . . . Aber wer von uns beiden hat nun zuerst sein loses Maul aufgetan?“ —

Kleines feuilleton.

e. s. Die Druckkunst der Gegenwart. Im Buchgewerbe-Saal (Friedrichstr. 231) findet eine Ausstellung von Druckerzeugnissen statt, die eine gute Uebersicht über die Fortschritte der Buchdruckerkunst in der Gegenwart gibt. Es ist hauptsächlich Nachdruck gelegt auf die Erzeugnisse, die ohne besonderen Aufwand hergestellt sind. Es tritt zutage, daß man hier nun wirklich gegen früher von einem Fortschritt reden kann. Es dominiert nicht mehr das Prachtwerk, sondern es wird Wert gelegt auf eine praktische, solide Ausstattung, die aber dennoch die Regeln der Schönheit innehat. Das Papier ist fast durchweg fest und entschieden und trägt durch seine Färbung und Struktur sehr zu dem guten Eindruck des Ganzen bei. Die Typen sind kräftig und stehen gut und gefammelt beieinander. Das Bild der Druckseite, der Spiegel, macht einen geschlossenen Eindruck. Speziell in den Einbänden sehen wir eine Fülle neuartiger Motive. Auch hier wagt man, von dem süßlichen, platten Einband, der mit Gold überhäuft ist, wie es die frühere Zeit liebte, abzugeben. Entschiedene Farben, sparsamer Schmuck, deutlicher Charakter. Die einen bevorzugen ornamentalen Schmuck in leicht geschwungenen Linien, die anderen lieben ein strengeres Ornament oder verzichten ganz auf Schmuck und lassen nur das sorgfältig ausgewählte und sinngemäß behandelte Material wirken. Auch hier wagt man eine größere Abwechslung, man bindet in graue Sadleinwand oder einfache, graue Pappe und erreicht einen überraschend festen, energischen

Eindruck. Das spielerische Verwenden von Renaissance- oder Kolotoornamenten hat fast ganz aufgehört. Das Format der Bücher ist ebenfalls mannigfaltiger geworden. Man sieht quadratische Ausdehnung, längliche Form. So kann man mit Genugtuung feststellen, daß die Druckerzeilen gelernt haben, sich auf die in den alten, schönen Drucken der Vergangenheit niedergelegten Erfahrungen zu besinnen.

Zugleich sind Plakate ausgestellt, die auf das Preisaus-schreiben der vereinigten Tischlerinnungen eingelaufen sind, bestimmt zu einer Ankündigung der im nächsten Jahr zu veranstaltenden Ausstellung für Wohnungskunst. Auch hier nimmt man wahr, daß die Prinzipien der Plakatmalerei im allgemeinen richtig erfaßt worden sind. Es lassen sich aus der großen Anzahl vier Gruppen unterscheiden. Die einen sagen das noch einmal, was andere schon sagten. Dahin ist ein Plakat zu rechnen, das beinahe naiv den von Stud für die Sezession gezeichneten Athentopf auf Goldmosaikgrund noch einmal gibt. Ein anderer Bewerber nimmt Stud ebenfalls bekannten grünlichen antiken Fries als Motiv. Dann kommen die, die von Plakatwirkung nichts wissen und einfach ein Bild geben, mit allen Details, so daß das Ganze wegen der Ueberfülle kleinlich wirkt. Die dritte Gruppe kennt die Grundsätze des Plakats, entschiedene Linienführung, deutliche Wirkung. Oft wird als Motiv der Einbid in einen solid und modern ausgestatteten Wohnraum genommen. Die Linienführung erinnert häufig an die augenblickliche Beliebtheit der Wiederbelebung, ge-schwungene Ornamente, altväterische Kostüme. Noch höher sind die zu bewerten, die das Plakat aus dem Ganzen schaffen, schon bei dem Papier zu denken anfangen, es wirkt in kräftigem Ton mit und trägt auf diesem Grunde wohlgelungen die Malerei. Diese Gruppe teilt sich dann noch in die, die die Linie bevorzugen und ein reizvolles, grazioses und doch festes Gefüge geben, und die, die malerisch wirken wollen. Sie betonen die Farbe und setzen in breiter Manier die Farbenflächen hin, so daß das Auge sofort attackiert wird, das jedoch durch die wohlabgewogene Harmonie in den breiten, massigen Konturen befriedigt und gefesselt wird. Die Farbenwahl entscheidet hier. Schön wirkt ein dunkles Vio auf Schwarz oder Gelb und Rotbraun oder Grün, Rot und Hellbraun.

Die Ausstellung ist täglich von 12—2 und von 4—7 dem allgemeinen Besuch geöffnet. —

h. Der Einfluß der Pflanzen und der Pflanzenkultur auf die Bodenverwitterung. Die Verwitterung des Bodens wird allgemein atmosphärischen Einwirkungen zugeschrieben und nur selten wird berücksichtigt, daß sowohl die Pflanzen selbst auf die Verwitterung einen wesentlichen Einfluß ausüben, als daß auch durch die Pflanzenkultur die Verwitterung befördert wird. Der Erdboden verwittert nur da, wo die atmosphärische Luft ihn berührt, und wo das mit Kohlensäure beladene Wasser Zutritt hat. Da lehmiger, toniger Boden sowohl der Luft wie auch dem Wasser großen Widerstand entgegensetzt, so müßte hier die Verwitterung eine recht langsame sein, denn diese könnte nur ganz allmählich nach der Tiefe zu an Ausdehnung gewinnen, wenn nicht die Pflanzen mit ihrer Bionierarbeit einsehen würden. Die Pflanzen bringen mit ihren Wurzeln in das Erdreich ein und zersehen dieses teilweise direkt, insofern als sie der Erde Nährstoffe entnehmen. Sterben diese Pflanzen, die zum großen Teil nur einjährig sind, so entleeren nach Vermoderung der Wurzeln zahllose Kanäle und Röhren im Erdreich, durch welche dem Wasser wie auch der Luft Zutritt zu den Tiefen verschafft wird. Beide können nun ihre aufstößende und zersehende Tätigkeit, die ohne den Pflanzen nur an der Erdoberfläche möglich wäre, jetzt auch im Innern der Erde vornehmen. Der Frost kommt noch zur Hülfe, indem er durch Gefrieren und Auftauen des in die Röhren eindringenden Wassers diese Röhren erweitert und endlich Risse und Spaltungen erzeugt, die dem Wasser einen noch besseren Zugang zum Innern des Erdreichs ermöglichen. Daß in der Tat die Pflanzen auf diese Weise der Verwitterung dienen, erweist sich aus der Tatsache, daß in für Wasser sonst undurchlässigem Boden die Verwitterung nur soweit hinabreicht, als die Pflanzen mit ihren Wurzeln das Erdreich durchsetzen. Dort, wo Pflanzen wild wachsen, bringen diese allgemein stets nur bis zu einer gewissen Grenze in den Boden ein, und insoledessen ergöt sich in solchen Fällen auch eine konstante Verwitterungsgrenze.

Innerhalb dieser dem Wasser zugänglichen Verwitterungszone müssen die leicht löslichen Bestandteile, wie der Kalk, rasch und vollständig entfernt werden; sie sammeln sich, soweit sie nicht von den Pflanzen verarbeitet werden, in der Tiefe unmittelbar über dem unverwitterten Geschiebemergel an. Andere Stoffe, wie die Feldspate und die Mineralien, welche die Hauptnährstoffe der Pflanzen, in zunächst noch unlöslichem Zustande, enthalten, werden nach und nach auch zerlegt. Es entstehen Verbindungen, die von den Pflanzen aufgenommen werden können.

Die Pflanzen leiden also zunächst keinerlei Not, da innerhalb der Verwitterungszone die Nährstoffe sich immer aufs neue bilden. Bei einer intensiven Bodenbebauung müssen diese Nährstoffe aber einmal zu Ende sein, und zwar um so zeitiger, je mehr durch die Bodenbearbeitung der Boden aufgelockert wird, da jetzt Luft und Wasser noch besseren Zutritt erlangen, und die Zerlegung um so schneller wirkt. Alle löslichen Stoffe müssen, soweit sie nicht von den Pflanzen aufgebraucht werden, gleich dem Kalk durch das Wasser in die Tiefe geführt werden, und schließlich besteht der Boden an seiner Oberfläche nur noch aus unlöslichen Stoffen, in der

Hauptfache aus unlöslicher Tonerde und unzersehbarem Quarz. Dann ist aber der Boden auch vollständig unfruchtbar geworden, und er kann nur dann noch einen gedeihlichen Pflanzenwuchs hervorbringen, wenn ihm durch Düngung neue Pflanzennährstoffe zugeführt werden, oder wenn die Pflanzen dazu imstande wären, immer längere Wurzeln zu bilden, die in das seither noch unerschlossene Erdreich einzubringen vermögen.

Letzteres ist aber nur bedingungsweise möglich, ohne Düngung müßte also der Pflanzenwuchs aufhören, was aber nicht eintritt, und zwar insolge eines Umstandes nicht, auf den der „Kosmos“ in einer Abhandlung über „Verwitterung und Wind in ihrer Einwirkung auf den Ackerbau des norddeutschen Flachlandes“ aufmerksam macht. Der Geschiebemergel der norddeutschen Ebene zeigt in seinem Profil, von der Oberfläche abwärts, lehmigen Sand über sandigem Lehm über sandigem Mergel. Die oberste Schicht selbst des fettesten Geschiebemergels ist auf lange und viel gebauten Feldern stets außerordentlich sandig, und zwar sehr grobsandig. Dasselbe ist der Fall bei vielbefahrenen Landwegen. Diese grobsandige Decke entsteht nun dadurch, daß die völlig verwitterte — also aus Quarzkörnern und Tonerde bestehende — oberste Schicht, die alljährlich mehrere Male durch den Pflug aufgelockert wird, durch den Wind ihrer feinen Teilchen, des Tongehalts und der feinsten Sandkörnchen beraubt wird. Und da der Gehalt an groben Quarzkörnern verhältnismäßig gering ist, der schließliche Ton- und Fein sandgehalt ja bei fettem und selbstpatreidem Geschiebemergel vorwiegt, die ganz groben Steine aber meist von den Feldern abgesehen werden, so werden mit der Zeit ansehnliche Mengen von Material abgetragen und entfernt. Dadurch erhalten die Pflanzen auch stetig Gelegenheit, ihre Wurzeln, ohne sie über ihr gewöhnliches Maß hinaus zu strecken, immer tiefer in die noch unverwitterte Geschiebemergelmasse einzutreiben, und dadurch erhält das Wasser immer wieder Gelegenheit zu einem weiteren Eindringen. Auf diese Weise schreitet die Verwitterung in immer größere Tiefen vor, und es findet eine stete Neubildung der pflanzenlöslichen und pflanzennährenden Stoffe statt. Auf ungebauten Feldern muß dieses Vordringen naturgemäß ein langsameres sein, da hier, infolge der mangelnden Bodenbearbeitung, der Wind nur weit wesentlich geringere Mengen unfruchtbar gewordenen Bodens fortzuführen vermag. —

Medizinisches.

hr. Schutz gegen kalte Füße. Im Herbst und Winter bilden kalte Füße eine häufige Klage zahlreicher Menschen. Daran leiden vor allem solche Personen, die eine sitzende Lebensweise führen, wie Bureauarbeiter und Gelehrte. Die Ursache dieser unangenehmen Empfindung beruht immer auf einer gestörten Blutverteilung, insofern das Blut zum Gehirne strömt und den heißen Kopf erzeugt, während das Blut im Unterleibe staut und die Füße chronisch kalt werden. Ist letzteres der Fall, so fühlt sich der Mensch nicht allein unbehaglich, er friert und fröstelt ständig, sondern es können die kalten Füße auch die Quelle weiterer krankhafter Zustände werden, unter welchen in erster Linie die Schlaflosigkeit zu nennen ist. Außerdem geben durchblutete Füße einen Mältereiz schwerwiegender Art ab, sie fördern den gesamten Wärmeaustausch und führen zu Erkältungskrankheiten: zu Katarrhen der Nase, des Kehlkopfes, zu Muskel-Nervenkrankheiten, sowie zu Rheumatismus. Um kalten Füßen vorzubeugen, stehen uns zwar verschiedene Methoden zur Verfügung, wir können von außen einwirken und von innen heraus. Zu den äußerlich wirkenden Mitteln gehören neben dem Schutz vor kaltem Fußboden durch Auflegen von Teppichen, Strohmatten, Linoleum usw. vor allem ein geeignetes Schuhwerk: Filzschuhe, Pelzstiefel, Holz-einlegeohlen. Viel wichtiger ist es aber, daß die innere Körperwärme derart reguliert wird, daß sie auch den Füßen zugute kommt. Hier kann schon die geeignete Beschaffenheit der Strümpfe sich sehr nützlich erweisen. Sie müssen von Wolle, loder gestrickt sein und öfters gewechselt werden; durch solche Strümpfe wird das in den Unterschenkeln freisende Blut vorgewärmt. Auch warme Fußbäder und Fußdampfbäder, sowie Massage der Beine bewahren sich sehr gut. Noch nützlich für die Beförderung des Blutkreislaufes sind Körperbewegungen im Freien, Bewegungsspiele, Sport, Turnen. —

Aus dem Tierleben.

th. Weberameisen. Im biologischen Zentralblatt gibt der als Ameisenforscher bekannte Schweizer Gelehrte, Professor A. Forel einen hübschen Bericht über eine sehr originelle Art des Nestbaues bei einer brasilianischen Ameisenart, camponotus senex. Die Tierchen haben die Gewohnheit, ihre Nester in Sträuchern oder den Kronen von Laubbäumen anzulegen, wobei die lebenden Blätter ihrer Wirtspflanze mit zum Bau verwandt werden. Es geschieht dieses in der Weise, daß immer je zwei Blätter einander genähert und ihre Ränder mittelst eines feinen, seidenartigen Gespinnstes mit einander fest verbunden werden. Alle überflüssig scheinenden Spalten und Öffnungen zwischen den Blattstielen werden ebenfalls zugespinnnet. So entsteht allmählich ein lugeliges Nest von wechselnder Größe, entsprechend der Anzahl der Bürger, denen es zur Wohnung dienen soll. Man findet solche Nester überall in großer Zahl in den brasilianischen Urwäldungen, ja manche Bäume sind mit mehreren Duzend derartiger Bauten bedeckt.

Lange Zeit blieb es den Forschern unbegreiflich, auf welche Weise die Ameisen das Seidengepinnst herstellten, da die Tiere selbst keine Spinnndrüsen besitzen. Eine Beobachtung der Tierchen bei der Herstellung ihrer Nester aus genügender Nähe war einigermaßen mit Schwierigkeiten verknüpft, da die wehrhaften, kleinen Baumeister sich sofort kampfesmutig auf jeden unbesonnenen Eindringling stürzen. Nach vieler Mühe gelang es aber dem Professor Göldi in Para, alle Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Göldi hatte nämlich im botanischen Garten zu Para ein Camponotus-Volk ausgesetzt, und es währte nicht lange, da hatten die emsigen Tierchen einen passenden Strauch ausfindig gemacht, in welchem sie sich sogleich häuslich einzurichten begannen. Nachdem alle Zweige, die das Nest tragen sollten, gesäubert waren, stellten sich Arbeiterinnen auf einem der Blätter in gerader Linie auf, ergriffen dann mit ihren Kiefern den Rand eines anderen in der Nähe hängenden Blattes, zogen es langsam zu sich herüber und hielten es in dieser Lage fest. Plötzlich sah Göldi andere Arbeiterinnen auftauchen, von denen jede eine Larve zwischen den Kiefern trug. Diese letztere Abtheilung faßte nun gleichfalls auf dem einen der Blätter Posto, und jetzt begann ein höchst anziehendes Schauspiel. Die Arbeiterinnen packten nämlich ihre Larven fest in der Mitte des Leibes und zogen sie in Fiedacklinien immer von dem Rande des einen Blattes zu dem anderen herüber, und allmählich sah Göldi zu seinem größten Erschaunen ein feines Seidengepinnst zwischen den beiden Blättern entstehen. Da war das Rätsel gelöst und kein Zweifel mehr möglich, die Ameisen benutzten ihre eigenen, Spinnndrüsen besitzenden Larven als Spinnroden und Webeschiffchen. —

Humoristisches.

— Frommer Wunsch. „Fünzig Mark hat's mich gekostet, daß ich den Viehhändler einen Lumpen gebeißt! . . . So viel Geld möcht' ich haben, daß ich ihm jeden Tag sagen könnt', was ich mir von ihm dent'!“ —

— Zweemal vier is achte. (Von einer Schmiere.) „Wie ich höre, spielen Sie auch Klassische Sachen, Herr Direktor?“

„Ei ja! Reilich hamn m'r sogar „Heinrich VIII.“ gegeben!“

„Ja wie ist denn das aber möglich? Sie haben doch nicht halb so viel Personal, als sie zu diesem Stücke brauchen?“

„I das macht Sie gar keine Schwierigkeit nich. M'r hamn ganz eefach zweemal nadenander „Heinrich IV.“ geschpielt!“ —

— Summarisch. Richter (zum Angeklagten): „Nun, erzählen Sie 'mal den Hergang der Kauferei!“

Angeklagter: „Zuerst hat mich der Loisl bei der Ehr' packt und nachher bei de Dhrwasch'ln.“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

c. Seltene Bücher. Aus London wird berichtet: Sieben große Kisten mit wertvollen Manuskripten und tibetanischen Drucken sind jetzt in London eingetroffen. Sie wurden im Auftrage der indischen Regierung gekauft, als die englische Expedition unter Oberst Younghusband in Tibet eingedrungen war. Vor Jahrhunderten haben die Tibetaner die Kunst des Handdrucks von den Chinesen gelernt. Die gekauften Bücher stammen fast alle aus dieser Zeit und sind schöne Beispiele der buddhistischen Schriften. Die Bücher werden an die Universitäten Kalkutta, Cambridge usw. geschickt. —

— Die Neue freie Volksbühne bringt am Mittwoch im Neuen Theater in einer Sondervorstellung das vieraktige Schauspiel „Aschenbachs“ von Armin Gimmertal erstmals zur Aufführung. — Die nächste Serie der ordentlichen Vereinsvorstellungen beginnt am Sonntag im Schiller-Theater N. mit den Stücken „Crainquebille“ von Anatole France, „Die Bäuerin“ von Clara Viebig und „Abschied vom Regiment“ von D. E. Hartleben. —

— Das Lessing-Theater führt am 25. November Schnitzers neue Komödie „Zwischenspiel“ auf. — Die nächste Kobitität des Lustspielhauses ist Artur Pserhofers neues dreiaktiges Lustspiel „Nemesis“. —

— Meyerlein hat sein Drama „Der Großknecht“ vom Hamburger Italia-Theater zurückgezogen. Die für die Uraufführung in Aussicht genommene Besetzung paßte ihm nicht. —

— Erfolg hatte Ruederers Komödie „Die Morgenröte“ im Münchener Schauspielhaus. Die Aufführung war von einem Verein veranstaltet worden. —

— Beingartners Oper „Genesius“ wurde vor einigen Tagen unter Leitung des Komponisten im Blänischen Opernhaus zu Antwerpen mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht. —

— Dr. Gustav Bazaurel, bisher Kunstos am nordböhmischen Gewerbeverein in Reichenberg ist als Vorstand an das württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart berufen worden. —